

Essay

Autor(en): **Rupli, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **82 (1995)**

Heft 1/2: **Ein Blick auf Berlin = Un regard sur Berlin = A view of Berlin**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-62210>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wodurch gewinnt und erhält eine Grossstadt ihre eigentümliche urbane Lebensqualität, wie erzeugt sie ihr spezielles kulturelles Reizklima, weshalb ist sie mehr als einfach die vergrösserte Kleinstadt?

Dreierlei scheint unabdingbar: Grossstädte haben kein Zentrum, sind polyzentrisch, und der Bewohner ist praktisch überall «in-Mitten»; sie sind sodann durchsetzt von Stellen, an denen der Sinn abgestorben ist oder abstirbt, und sie verheissen nicht das ganz andere in der City, sondern sie gewähren die Erfüllung des Lebens um die Ecke, oder sie weisen ab.

Sie können mir nicht folgen? So folgen Sie einem Kleinstädter aus der Schweiz nach Berlin! Warum gerade diesem, warum gerade dahin? Weil beides extreme Sonderfälle ihrer Gattung sind und den grösstmöglichen Gegensatz bilden, mithin eine Distanz gegeben ist, die dem Betrachter die nötige Faszination und der Stadt die geneigteste Lesart verleiht.

Der Schweizer zieht also nach Berlin – ebenso voll von Vorurteilen wie von Wünschen und einigen Ängsten, vor sich den Nebel einer grossstädtischen Verheissung, hinter sich den Hochnebel über einer Kleinstadt. Noch ist Berlin eine Insel, und der Mauerriss geht durch die Stadt.

Stadt ohne Zentrum

Was er erwartet hatte? Dass sich Wolkenkratzer an Stelle der Alpen auftürmen, dass er anstatt durch Täler durch Häuserschluchten wandere. Und was er zunächst fand: eine Stadt, die ihm immer und überall zu Füssen lag, vom natürlichen Kreuzberg herab, der um die Ecke lag, ebenso wie von einem künstlichen Trümmerberg aus, aber eben auch aus dem Fenster seiner Dachwohnung; eine Stadt, in der selbst die Quartierstrassen so breit wie eine Autobahn waren, diese dafür mit sogenannten Gehsteigen ausgestattet, so breit wie zu Hause die Quartierstrasse! Die Stadtplaner schienen nach einem überraschend einfachen Prinzip gebaut zu haben: Höhe der Häuser und Breite der Strasse müssen sich so zueinander verhalten, dass das Haus jederzeit seitlich in die Strasse gekippt werden könnte. Ein ungewöhnliches Prinzip für eine Grossstadt, aber mit angenehmen Folgen, nicht nur fürs Auge.

Der Blick aus solch unmerklich erhöhter Lage und erste Stadtwanderungen enthüllten dem zugewanderten Schweizer, dass Berlin keine Stadt war, wie er sie als ein Gebilde kannte, das aus einem mittelalterlichen Punkt sternförmig in den Raum der Gegenwart hinausgewachsen war; Berlin glich eher einem Häuserteppich, der über die Ebene gelegt worden war, einer Stadtlandschaft, die in sich eine Mehrzahl von Städten, eine Vielzahl von Dörfern und eine Unzahl von Quartieren aufgenommen hatte – ein Körper ohne Haupt, nur mit Gliedern, und diese in sich ein Zellengeflecht oder

Wabensystem. Fehlte das Haupt ganz einfach, weil es im Krieg zerbombt und anschliessend noch zusätzlich politisch gespalten worden war?

Zwar weitet sich der Riss durch die Stadt gerade da zu einem breiten Streifen Niemandsland, wo ein Blick in die Geschichte und auf den Stadtplan den Knotenpunkt der Vorkriegszeit offenbarte. Aber das Haupt, das Zentrum hatte sie schon früher verloren. Ironischerweise hatte dieser Verlust begonnen, nachdem Berlin Reichshauptstadt geworden war: Landflucht aus dem Osten und sonstige Zuwanderung in die Gegend von Berlin waren in den darauffolgenden Jahren so gross, dass das Zentrum gar nicht die Zeit hatte, sich einfach auszudehnen. Ebenso schnell wuchsen die umliegenden Städte und Dörfer – in Richtung Berlin, bis sich die verschiedenen Stadtränder berührten. Damit war bei der späteren Eingemeindung bereits eine demokratische Dezentralität gegeben, die sich noch heute in der Bezeichnung des historischen Berlin als Berlin-Mitte verrät. Offenbar hätten die Berliner sonst vergessen, wo die Mitte ihrer Stadt liegt.

Erwachen einer Stadtlandschaft

Wenn behauptet wird, das wahre Gesicht und die allfällige Schönheit einer Stadt zeigten sich nie besser als im Morgengrauen, wenn die Stadt erwacht, so traf dies auf Berlin ganz besonders zu, obwohl halb Berlin halbjahreszeitlich im Morgengrauen grad erst zu Bett ging. Mehrere Umstände trugen zu dieser Besonderheit bei, ebenso die grosszügigen Strassen und die durchschnittlich tiefe Traufhöhe wie die plane Topographie, ebenso ihre nordöstliche Lage wie das in die Nacht verschobene Leben, das vor allem sommers in der Tat einen besonderen Reiz hatte: Grad eben hatte man vielleicht noch im schummrigen Licht der Kneipe politisch die Hölle, ökologisch die Apokalypse, kollektiv den Tod der Seele und individuell die Nutzlosigkeit des Daseins beschworen, hatte sich derart bekümmert verabschiedet und trat nun hinaus – nicht in ein Morgengrauen, sondern eine gleissende Sonne, die sich bereits über den fernen Querblick erhoben, zu voller Grösse aufgeblasen hatte und einem nun durch die breite Quartierstrasse mit ganzer Wucht ins Gesicht knallte. Da richtete sich auch der Ermattete nochmals auf.

Wer nun wie der Schweizer auf die tollkühne Idee kam, noch aus einer Dachlücke aufzusteigen und einen Gang über die Dächer des Kiez zu machen, alles zunächst nur, weil ihn der Alkohol schwindelfrei gemacht hat, stellte ernüchert fest, dass es dafür einen viel besseren Grund gab: einen wunderbaren Blick über die flache Stadt, für den man wohl andernorts Eiffeltürme, World-Trade-Centers und sonstige Towers brauchte. Für seine Kleinstadt hatte er sich immer ein paar Hochhäuser gewünscht als urban-



Bruno Taut,
Die Auflösung der Städte,
1920

demokratisches Gegengewicht zu den umliegenden Hügeln. Hier wurde er eindrücklich darüber belehrt, dass es Orte gab, wo auf Hochhäuser getrost verzichtet werden konnte: In dieser Ebene wurde ein normales Stadthaus zum Hochsitz.

Wer für eine solche Dachwanderung die Kraft nicht mehr aufbrachte, dem reichte sie doch allemal noch zu einem Gang ins nächste Strassencafé. Dasselbst fand noch oder bereits wieder ein erstaunlich reges Treiben statt, da liess sich bestens die langsame Belebung der Gehsteige und die aufkommende Geschäftigkeit verfolgen, da konnte man gemütlich in die Sonne blinzelnd darüber werweisen, wer wohl gerade schwankend woher kommt oder schnurstracks wohin geht, und da dachte man schlüssig über den Sinn und Zweck solchen Tuns und auch des eigenen nach. Welche Stadt enthüllte in einem solchen Moment nicht ihren Zauber?

Die Quartierstrasse als Dorfplatz – die Kneipe als Theaterbühne

Für das Vergessen der Stadtmitte, merkte der Schweizer, gab es gute Gründe. Als Kleinstädter, der die Einlösung aller Versprechen, sei's auf Kultur, auf Abenteuer und auf Spannung, sei's auf Politik, Diskurs und Kommunikation, im Zentrum zu suchen gewöhnt war, hatte er sich vorgenommen, baldmöglichst die grossen Kulturinstitute wie das Schiller-Theater, die Oper, die Philharmonie aufzusuchen. Daraus wurde im ersten halben Jahr nichts, denn das Theater fand um die Ecke statt, die Oper ging im erotischen Sirenen gesang vor Ort vergessen, und die Philharmonie konnte einem angesichts der überaus spannenden lokalen Disharmonien gestohlen bleiben. Das Leben im Quartier, im Kiez, wie die Berliner sagen, hatte in sich genug konkreten Sinn und Gewicht, als dass der Schweizer den abstrakten Verheissungen zentraler Kulturstätten sogleich hätte folgen müssen. Diese hätten ihm immerhin kompensatorisch als ein Mittel gegen die befürchtete Anonymität der Grossstadt dienen können, doch war, wie er feststellte, gerade die Anonymität hier im Kiez erstaunlich gering, kaum grösser als in einem grossen Dorf, wie denn das Leben im Kiez auch sonst manche Züge eines Dorfes teilte.

Verantwortlich dafür war nicht zuletzt die Architektur des Quartiers. Denn so ausladend horizontal die Stadt als Ganzes sich in der Ebene präsentierte, so ausgeprägt waren ihre lokalen Verdichtungen – nicht in die Höhe, sondern in die Tiefe des Stadtraums durch sogenannte Hinterhöfe, die zwischen die Quartierstrassen gestaffelt waren, bis zu sechs an der Zahl. Diese Hinterhöfe, die meisten längst unzumutbar zum Wohnen, aber einige nicht ohne eigene Poesie, waren ebenso eng und dunkel wie die Strassen, an die sie grenzten, breit und hell waren. Diese baulichen Gegebenheiten hatten offensichtliche Folgen in den Ge-

wohnheiten der Bewohner hinterlassen, und die Spuren fanden sich selbst noch bei denen, die ihnen gar nicht (mehr) unterworfen waren: Wann immer möglich ging der Berliner ins Freie. Konkret hiess das, dass die Wohnung bis hin zur blossen Schlafstätte abgewertet war, während die Quartierstrasse zum Dorfplatz wurde, wo man sich bevorzugt aufhielt, sofern man nicht gerade eine der anliegenden Kneipen aufsuchte, die wiederum als öffentliches Wohn-, Lese- und Spielzimmer fungierte und abends zur Bühne wurde, auf der ein allnächtliches Theater stattfand. Diese architektonisch geprägte Lebensform und die Tatsache, dass in den Quartierstrassen alles Lebensnotwendige zu kaufen war, intensivierte das Leben im öffentlichen Raum derart, dass die aufkommende Anonymität durch und für Neuzuzüger fortwährend wieder abgebaut wurde. Mit andern Worten, sie machten bei einander Unbekannten eine tägliche Begegnung derart wahrscheinlich, dass diese wahrscheinlich bald miteinander bekannt wurden. Auf diese Weise wurde neben den Türken auch der Schweizer rasch integriert.

Unbestrittene Kristallisationspunkte dieses öffentlichen Lebens und der Integration auf dem Dorfplatz stellten die anliegenden Kneipen mit ihrem Theater dar. Wie kann es zu so einem Theater in der Kneipe kommen? Zwei Bedingungen sind essentiell: erstens sind immer wieder die gleichen Leute da, und zweitens kommen immer wieder andere, neue; Resistenz, ja Sesshaftigkeit der einen und Fluktuation der anderen, Intimität und Öffentlichkeit, beides kam zusammen. Die Stammgäste empfanden sich dabei als Schauspieler und Selbstdarsteller, die neuen Gäste wurden zum Publikum gemacht, so lange bis sie selber Stammgäste waren. Gespielt wurden meistens vier Stücke: das gestisch-erotische, das historisch-narrative, das politisch-intrigante und das philosophisch-metaphysische, die ersten drei meistens gleichzeitig, das letztere analytisch-nüchtern zu Anfang oder trunken-abgründig gegen den Morgen.

Verdichtung des Stadtraums durch Geschichten

Mit der architektonischen Verdichtung im kleinen ging eine geistige Verdichtung einher, die vor allem in einer unverschämten, aber liebenswürdigen Überhöhung des Alltagslebens durch Geschichten bestand. Die Geschichten waren dabei eine kuriose Mischung aus Legenden, Mythen, Anekdoten und Schnurren über Irre und Alkoholiker, Doktoren und Doktorandinnen, Professoren und Suizidale, Lokalpolitiker und kleine Einsteins, kolportiert durch Gerücht, Klatsch, aus Neugierde, Gefallsucht und Impioniergehabe, befördert vor allem durch viel Zeit, Alkohol und eine unbändige Erzähllust. Und das Unwahrscheinliche bei diesen Geschichten war, dass wahrscheinlich alle wahr waren. Den Schizo-

phrenen, der seine Krankheit zeitweise dadurch linderte, dass er bei Lebensgefahr die Spree dort, wo sie Zonengrenze war, überquerte und von den DDR-Grenzen brav immer wieder zurückgebracht wurde – den gab's. Die Frau, die über ein Jahr lang im Kiezgerücht von einer Krebsoperation zur andern lief, obwohl sie sich in Wirklichkeit in München mehreren Schönheitsoperationen unterzog – sie wohnte um die Ecke. Der Professor, der plötzlich in seinen Studenten DDR-Spione entdeckte und sich aus Verfolgungswahn erhängte; der Kneipier, der seine Kneipe zwecks Versicherungsbetrugs anzündete, dessen Betrug aber aufflog, weil er nur die Stereoanlage, nicht aber die Lautsprecherkabel demontierte; der Alkoholiker, der 96 Stunden in der Schenke «Zum letzten Heller» unbemerkt schlief, bis am Geruch deutlich wurde, dass er längst gestorben war – sie alle lebten, und einige leben noch immer.

Wie kam es zu dieser eigentümlichen Verdichtung von Geschichten? Einerseits boten sich natürlich ausreichend Gelegenheiten zum Erzählen bei den täglichen Begegnungen, andererseits gab es offenbar ein enormes Bedürfnis nach Geschichten. Dieses Bedürfnis wurde vor allem von der Heterogenität in dieser Stadt gespiesen, und darin bildete Berlin den schärfsten Gegensatz zur Heimatstadt des Schweizer. Zu Hause floss der urbane Sinn kontinuierlich ins Zentrum ab, und umgekehrt verdünnte er sich lückenlos und homogen in Richtung Peripherie. Diese Stadt aber war nicht nur zwischen den Quartieren, sondern auch im einzelnen Kiez von Orten und Räumen durchsetzt, deren Sinn abgestorben war oder zerbröselte, von Stellen, an denen sich die Zeiten überlagerten oder wo sich ein Bruch oder eine Lücke auftat, in denen das Unbegreifliche lauerte. Nicht nur der Mauerriss durch die Stadt, auch die Hinterhöfe, der ungenutzte Bahnhof samt seiner unheimlichen Unterführung, tote Winkel, Kriegeruinen und verlottertes Fabrikgelände, das alles bildete den bevorzugten Hintergrund vieler Geschichten, regte die Phantasie an oder erzählte wie von selbst von vergangenen Zeiten. Die meisten Orte und Stadtlücken wurden dadurch weder schön noch gut, und schon gar nicht bedeutend, aber sie erhielten einen Sinn, einen Hintersinn, einige einen skurrilen, ironischen, dialektischen oder böartigen, manche einen romantischen, nostalgischen.

Berlin, so resümierte der Schweizer Kleinstädter seine Erfahrungen, war offenbar nur aus der Vogelperspektive und in den (Horror-)Visionen von aussen eine Grossstadt, aus der Binnenspektive der Bewohner war sie ein jeweiliges grosses Dorf, das mit unzähligen andern Dörfern verflochten war. Besonders deutlich wurde das, wenn ein sogenannter Ausflug gemacht wurde. Dieser musste nicht etwa aufs Land gehen, nicht einmal in einen der vielen Pärke, in erster Linie ging er in ein anderes Viertel. Wie leben eigentlich die Leute in Spandau? Warst du schon mal in Rei-

nickendorf? Wollen wir uns mal Neuköln ansehen? Kommst du mit zu einem Besuch im Wedding? – Das waren die Fragen, die einen in ein anderes Viertel bewegten. Und aus den erlebten Differenzen und Widersprüchen zu diesen anderen Vierteln, und in ihnen wuchsen dann wieder die Geschichten.

Kleinstädtische Träume von der Hauptstadt

Der Schweizer lebt jetzt wieder in der Schweiz, Berlin aber ist ihm lebendige Vergangenheit geblieben: Sind es *Tempi passati*, ist es blosser Nostalgie und Verklärung, die ihm die Feder führten? Die Form des historischen Präsens hat er immerhin geschaut, auch weil ein neuer Zeitenbruch die Stadt erfasst hat. Inzwischen ist die Mauer gefallen, Berlin ist zur Hauptstadt erhoben worden, und über das noch fehlende, aber doch schon in den Lücken von Berlin-Mitte lokalisierte Haupt wurde und wird täglich ein Sack voll Pläne, Vorstellungen und Visionen ausgeschüttet – wahrscheinlich nicht so sehr von den Berlinern selber, sondern von einem Heer von Architekten, Bauplanern, Politikern und Eigentümern, die ihre Vorstellungen von einer Grossstadt – wie auch der Schweizer einst – offenbar nicht aus dem Leben vor Ort, sondern aus der Anordnung ihrer Kleinstadt gewinnen, wo sie für alles und jedes aus der Vorstadt in die City fahren. Dieses Heer, um das Grosse der Grossstadt bemüht, möchte wohl diese Kleinstadtdanordnung in Berlin einfach ins Gigantische extrapolieren. Und der jüngste Bruch soll nicht als Bruch erscheinen, oder wenn, dann nur als das Verschwinden der alten: Alle bestehenden Lücken werden zugekleistert mit kapitaler Bedeutung im doppelten Wortsinn – Hauptstadt und Hauptstock amalgamieren sich, setzen sich mächtig ins Zentrum, bilden für die gewichtigen Politiker aus der Kleinstadt am Rhein eine schöne Kulisse und stiften der Stadt Bedeutung für herbeieilende Touristen und Konsumenten. Zu befürchten ist, dass damit zugleich die Geschichten verschwinden und ein schwarzes Loch entsteht, in das nicht nur Geld und Energie abgesaugt wird, sondern auch jener dezentralisierte Sinn abfließt, der dem Leben in den Quartieren sein Eigengewicht und seine lebenswerte Fülle gab.

Gegenüber den Metropolis-Visionen dieser Kleinstädter sollen, so hat er sich sagen lassen, die Berliner hilf-, ja geradezu wehrlos sein. Noch ist es vielleicht nicht zu spät, wenn sie aus der Traumzeit des vergangenen Inseldaseins erwachen und wachsam auf den vielfältigen Erfüllungen ihrer Heteropolis bestehen. Der Schweizer jedenfalls liesse sich gerne dahingehend belehren, dass für seine Reminiszenzen die Form des historischen Präsens auch inhaltlich korrekter gewesen wäre.

Peter Rupli

Peter Rupli ist Philosoph und wohnt nach mehrjährigem Berlin-Aufenthalt wieder in Zürich.